

25]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

„Jeder kann darüber denken, wie er will,“ bemerkte Gulotte in vollster Seelenruhe.

Der unaufhörlich niederrieselnde feine Regen spann das vor ihnen ausgebreitete Gelände in seine grauen, zartmaschigen Netze ein. Auf ihren Anzügen sprühten zahllose Wassertröpfchen, trotzdem Gulotte einen mächtigen Regenschirm über ihre Köpfe hielt. Die durchweichte Ackererde haftete mit einem klebrigen, gelblichen Kot an ihren Sohlen. Von seinem Reinlichkeitsinstinkte gemahnt, scheuerte Hayot von Zeit zu Zeit seine Schuhe im Grase.

„Verdammtes Wetter!“

„Immerhin bereue er sein Kommen nicht einen Moment. Im Gegenteil. Und abermals wiederholte er seine Phrase, jedes Wort nachdrücklich betonend:

„Es freut mich wirklich, Sie so wohl angetroffen zu haben!“

Sie schlugen den Weg nach dem Hofe ein.

Hayot empfand plötzlich das Bedürfnis, nochmals den Kuhstall zu besichtigen. Er schritt direkt auf die schwarze Kuh und fuhr ihr mit der Hand über Bauch, Beine und Flanken, betrachtete ihre Hörner, ihre Hufe, ihren Euter; öffnete ihr Maul und besah das Gebiß. Dann entschied er sich:

„Ich würde die vielleicht nehmen, wenn sie nicht zu viel kostet!“

Gulotte wiegte sich bedächtig in den Hüften. Seine gleichgültige Miene hatte sich nicht verändert. Er fragte nur obenhin:

„So, hättest Du Lust auf sie?“

„Ja und nein. Wie man es nimmt. Zuerst mußt Du mir den Preis sagen.“

„Jetzt duzten sie einander.“

„Na, Dir — aber nur weil Du es bist — Dir, geb' ich sie für siebenhundert Frank.“

Hayot schüttelte den Kopf.

„Fünfhundert,“ sagte er nach einer kleinen Pause.

„Siebenhundert,“ wiederholte Gulotte.

Der wackere Mann schlug seine rechte Faust mit aller Gewalt in die Handfläche seiner Linken:

„Teufel noch einmal!“ rief er, „ich will nicht feilschen; ich geb' Dir fünfhundert.“

„So höre! ich feilsche auch nicht, bei Gott! Weder siebenhundert, noch fünfhundertsechzig Frank sollen's sein! So bin ich einmal!“

Aber der andere wollte sein Angebot nicht mehr erhöhen. Gulotte machte die Gebärde eines Menschen, dessen Entschluß unerschütterlich ist.

„Reden wir nicht mehr davon. Ich behalte meine Kuh. Du behältst Dir Dein Geld. Trinken wir eine Flasche!“

Sie betraten die Küche.

Das Gesinde hatte eben die Tafel verlassen.

Da schwammen Brotkrumen in den verschütteten Bierlachen neben den zinnernen Krügen. Dazwischen lagen Teller, Löffel, Messer und Gabeln funterbunt durcheinander geworfen. Vor dem Tische hockten drei Raketen auf Stühlen und zogen mit den Pfoten kleine Speckstückchen, die den Gabeln entglitten waren, zu sich heran.

„Jetzt kommt die Reihe an uns,“ rief Gulotte.

Germaine räumte die Tafel ab, breitete ein weißes, steifgestärktes Tisch Tuch aus und trug ein gebratenes Lendenstück auf. Es lagen zwei Gedecke auf dem Tische.

„Jetzt will ich Sie nicht länger beim Speisen stören,“ sagte Hayot.

Aber der Pächter wollte davon absolut nichts wissen; das zweite Gedeck sei für ihn bestimmt, er dürfe noch nicht wegfahren, und so weiter.

Als Hayot den schönen Braten erblickte, ließ ihm das Wasser im Munde zusammen. Zögernd ließ er sich beim Tische nieder, indem er sagte:

„Also einen Bissen! Nur um nicht Nein zu sagen.“

Der ganze Braten wurde vertilgt. Und in regelmäßigen

Abständen wiederholte er seine Phrase mit einer Beimischung von Nüchternheit:

„Ich freue mich! Ich freue mich wirklich herzlich!“

Bei der zweiten Flasche Wein kam er wieder auf die Kuh zu sprechen.

„Um zu zeigen, daß ich nicht knauserig bin, will ich sechshundert geben. Aber nicht einen Centime mehr. Ist's Ihnen so recht?“

Gulotte hielt sich wacker.

„Nein, ich habe Sie wahrhaftig nicht überbalten!“

Da zuckte er die Achseln und erklärte, zu Germaine hinüberblinzeln, daß mit einem so anspruchsvollen Menschen wie dem Pächter überhaupt kein Geschäft zu machen sei.

So ging es fort bis zur Meize des Tages. Das Pferd stand wieder eingespannt vor der Türe und scharrte im unaufhörlichen Regen ungeduldig mit den Hufen. Der gute Mann nahm den Regenschirm, spannte ihn auf und ließ sich behäbig auf seinem Wagenbänkchen nieder. Gulotte stand mit seinem stillen, überlegenen Lächeln beim Kopfe des Pferdes. Von der Schwelle aus sah Germaine den beiden zu, während ihre Augen versonnen über die Köpfe hinweg in die Ferne schweiften, dahin, wo der dunkle Wald und Cachaprés ihrer harreten.

Hayot machte sich's bequem, ohne die geringste Eile zu zeigen. Er wendete das Sitzbänkchen um, warf sich zuerst in die rechte, dann in die linke Ecke, ordnete die Zügel, nur um noch Zeit zu gewinnen. Vielleicht, daß sich Gulotte doch befinden und bis auf sechshundert heruntergehen würde: er schielte mit seinen pfiffigen Augen nach ihm, ohne den Kopf zu wenden. Aber der Pächter sprach vom Wetter, während er unentwegt das Pferd festhielt, das ungeduldig zu werden begann.

Da faßte der gute Mann plötzlich einen Entschluß:

Er schleuderte dem Pferde die Zügel um den Hals, schloß seinen Regenschirm und stieg von seinem Wägelchen wieder herab.

„Also, meinethwegen,“ sagte er, „ich nehm' sie um sechshundertfünfundzwanzig Frank.“ Damit betrat er wieder das Haus.

Diesmal gab Gulotte nach. Sie vereinbarten, daß der „Cron“, der „Krumme“ — einer der Knechte Gulottes, dem seine krummen Beine diesen Namen eintrugen, — die Kuh auf Hayots Meierhof bringen solle. Dort könne er übernachten und mit Tagesanbruch zurückkehren.

Gulotte entkorkte eine leere Flasche, während Hayot einer fettigen Brieftasche sechs Banknoten entnahm, die er auf dem Tische ausbreitete. Den Rest des Betrages zahlte er in Fünffrankstücken und kleinen Münzen. Mit lauter Stimme zählte er Gulotte das Geld zu, der ihm sodann eine Quittung einhändigte.

Da ließ nun Hayot seiner Freude die Zügel schießen. Ganz außer sich vor Entzücken, die Kuh um fünfundzwanzig Frank unter ihrem Werte erstanden zu haben, lud er Gulotte, seine Söhne und das „junge Fräulein“ für nächsten Sonntag zum Speisen ein.

„Alle, alle müssen kommen,“ wiederholte er.

Gulotte wollte für sich nicht zusagen, aber einer seiner Söhne und Germaine würden bestimmt kommen.

Hayot schnitt eine verärgerte Grimasse.

„Die Ramsell Germaine wird meine Jungen kennen lernen. Wer weiß, wie sie sich zueinander verhalten? Ich möchte wetten, daß sie sich keinesfalls die Nasen abbeißen werden.“

Er ließ sich auf sein Wagenbänkchen fallen, hieb aufs Pferd ein und hatte bald den „Cron“ auf der Landstraße erreicht, der mit der Kuh vorangegangen war.

Lange blickte Germaine dem Wagen nach; ihre Gedanken weilten bei dem Ausfluge, der in ihr eintöniges Leben etwas Abwechslung zu bringen versprach.

23.

Es war sechs Uhr morgens, als Mathieu, Germainens Bruder, das Pferd vor den zweirädrigen Wagen spannte. Es war ein kleiner, breitnackiger, stämmiger Grauschimmel aus den Ardennen. Der Pächter hatte bei der Auktion des Barons

Andret ein fast neues Geschirr erstanden, auf dessen lackiertem Leder leuchtende Kronen aus Messing funkelten; dieses Geschirr wurde nur bei ganz außergewöhnlichen Anlässen in Gebrauch genommen.

Sie brachen auf. Germaine trug ein leichtes, rotgetüpfeltes Kleid und einen runden Strohhut mit einer gelben Lüllschleife. Zwischen dem feinmaschigen Netzwerk der seidenen Halbhandschuhe schimmerte die braune Haut ihrer ringgeschmückten Hände durch; um die Schultern trug sie einen franzenverzieren Umhang aus schwarzer Seide, die am Rücken ein klein wenig schadhaft war. Und über ihrem ganzen Wesen lag ein Glanz frischfroher Jugend und Freude.

Sie kamen am Häuschen der Cougnole vorüber. Bei dem Gedanken, Cachaprés könnte möglicherweise drinnen sein und sie sehen, begann Germaines Herz stürmisch zu klopfen; ohne zu wissen warum, bangte ihr vor irgendeinem Zwischenfalle. Kaum hatten sie jedoch das Häuschen hinter sich, als jede Furcht geschwunden war. Sie lehnte sich in ihren Sitz zurück und gab sich süß verflommenen Träumen hin, die lieblich wie der Morgen im Walde waren.

Sie fuhren nahezu zwei Stunden auf der Chaussee, dann zweigte ein gepflasterter Fahrweg ab, der querfeldein zu Sagots Meierhof führte. Sie rollten durch düstere Dämmerdunkel, zu beiden Seiten von dem dichtbelaubten Wall der Bäume umschlossen. Sie und da mündete in den Fahrweg eine Allee, in deren Hintergrund helle Lichtfluten einbrachen. Dann schloß sich von neuem die starre Mauer des Dichts mit seinen tiefen Schatten und breitausladenden Blätterkuppeln. Und dem Boden entströmten herbe Düfte, ein Gemisch von Thymian und würzigen Säften. Ueber der Landstraße blaute ein saphirfarbener Himmel, der hier und da auch zwischen den Bäumen durchguckte.

Munter trabte der Grauschimmel seines Weges; wenn die Straße bergan ging, lebhaft mit dem Kopfe nickend, seinen Schritt von selbst verlangsamend und der lästigen Fliegen sich zu erwehren suchend, indem er mit seinem Schwefel um sich schlug oder mit seiner langen Zunge nach ihnen leckte. Sobald die Steigung erklimmen war, schmalzte Mathieu mit der Zunge, und ihr Ardener setzte sich wieder in kurzen Trab. Das regelmäßige Aufschlagen der Pferdehufe begleitete taktmäßig das dumpfe Rollen ihrer übers Straßenpflaster rasselnden Wagenräder. In der Ueberzeugung, noch vor der großen Messe an Ort und Stelle zu sein, eilte es ihnen nicht sonderlich mit dem Vorwärtskommen. In weiche Trägheit versunken, zum Reben zu faul, lagen sie beide traumverloren in den Wagen zurückgelehnt, vom Rhythmus der schaukelnden Federn in Schlummer gewiegt.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Kunst von Roger Marx.

Am kunstvergeherische Bestrebungen hat sich in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auch in Frankreich eine Reihe künstlerischer Persönlichkeiten gemüht. Drei von diesen sind schon dahingegangen: der Maler Eugène Carrière, der Plaketenkünstler Alexandre Charpentier und der große Kunstglaser und -Schreiner Emile Gallé. Unter den Lebenden wirkt noch der meisterliche Plakatzeichner Jules Chéret. Im Verein mit namhaften Gelehrten und Schriftstellern, von denen manche als Philanthropen bekannt sind, hatten sie zunächst auf Anregung des Maschinenbauers Raffieuz den Verein l'Art pour tous (Die Kunst für alle) gegründet, aus dem sich später die Sondergruppe l'Ecole de la rue (die Schule der Straße) entwickelte, die durch beherrschende Führungen im Volke Aufnahmefähigkeit für höhere Genüsse entwickeln sollte. Die mit Vorträgen verbundenen Führungen erstreckten sich nicht nur ausschließlich auf Kunstsammlungen, sondern es werden gleichfalls naturwissenschaftliche und historische Museen, Meisterateliers, Werkstätten und landschaftliche Schönheiten besucht. Die wertvollsten dieser Vortragsbesuche pflegt die Gesellschaft noch in Broschürenform darzustellen und zu diesen gehörten seinerzeit Carrières Führungen durch das großartige naturgeschichtliche Museum zu Paris. Wer sich eingehender über alle diese Bestrebungen und die Männer zu unterrichten wünscht, die ihnen Leben, Geist und vor allem Wärme gaben, der lese das soeben erschienene treffliche Buch von Roger Marx: l'Art social,*¹⁾ zu dem Anatole France ein schönes Vorwort geschrieben hat.

Was Emerson für Amerika und Morris für England gewesen, das bedeutet Roger Marx für Frankreich; er ist der begeisterte Apostel der sozialen Kunst. Seine Verdienste sind kaum schon ihrem vollen Werte nach abzuschätzen. Er hat internationale Ausstellungen

für dekorative, bezw. Handwerkskunst zustande gebracht und überhaupt der Handwerkskunst die Zulassung zu den „Salons“, den regelmäßig wiederkehrenden Pariser Kunstausstellungen, vermittelt; er hat mit warmer Liebe den Wert künstlerischer Erziehung für die Jugend gepredigt und der Kunst die Tore der Schule geöffnet. Ihm ist unter anderem auch die Initiative zu verdanken, daß nunmehr hervorragende Plaketenkünstler mit dem Entwerfen der französischen Münzen betraut werden.

Von seiner segensreichen Lebensarbeit, sowie von allen, die ihn dabei unterstützt haben, in erster Linie aber von den Grundrissen, die ihn und seine Helfer leiteten, berichtet nun das vorliegende Werk.

Anatole France nennt es ein Buch der Initiative, der Lehren und des Kampfes, ferner der bereits durchgeführten Reformen auf dem Gebiet einer innerhalb des sozialen Lebens zu verwirklichenden Kunst und rühmt dabei seine glückliche Vereinigung von Schönheit und Gerechtigkeit. „Denn mit welchem Recht“, ruft er aus, „dürfte eine Minderheit von Begünstigten, die durch Zufall mit einer ausgezeichneten Erziehung und gesteigerter Empfindungsfähigkeit bedacht wurden, den Handwerkern, dem Volke jene unvergleichlichen Schätze entziehen, die das Erbteil der ganzen Menschheit sind und dem, der sie pflegt, die köstlichsten Genüsse bereiten. Geht es nicht dessen ästhetische Genüsse verzehren, die lange und geduldig gearbeitet und gelitten haben, um sie zu schaffen und zu erhalten? Ungerecht und unheilbringend ist diese Verschiedenheit der einzelnen Geschicke, die nicht von der Natur ausgeht.“

Weiter führt er an: Die Verbreitung der Künste, einschließlich der dekorativen, entspringt der innersten Anlage der menschlichen Gesellschaft; es ist der Menschheit würdig, allen denkenden Wesen die Teilnahme an edlen Stimmungen zu verschaffen, wie sie durch Kunstwerke hervorgerufen werden. Verdienstlich ist es, das Leben der Armen zu bereichern, indem man sie die Schönheit von Kunst und Natur verstehen und lieben lehrt. Wie der Saft den Stamm und die Zweige eines Baumes nährt und die Frische der Blätter, das Leuchten der Blumen, den Wohlgeschmack der Früchte hervorbringt, so werden die Lehren der Schönheit, sofern sie der Handwerker versteht, seinen durch geisttönde Arbeit verarmten Geist wieder bereichern und der gesunde Anblick des Schönen wird seinen Gedanken eine harmonische Richtung verleihen.

In den Dienst dieser wertvollen Aufgabe hat Roger Marx sein schönes Talent seit fünfundsanzig Jahren gestellt. Heute zeigt er uns in seinem neuen Buche die zivilisatorische und erzieherische Rolle, die die Kunst in der modernen Gesellschaft spielt. Er zeigt sie uns als für jeden Fortschritt von Nutzen. Er fordert für sie — ganz im Gegensatz zu Ruskin, mit dem er sich lebhaft auseinandersetzt, — die Mithilfe der Maschine, die Arbeitsteilung, die Verwendung aller technischen Erfindungen. Als Gegner Ruskins, dessen Ziele jedoch auch die seinen sind, stellt er die modernen Erzeugnisse allem voran, was er als ästhetische Forderungen betrachtet; sie sind ihm ein unerlässliches Mittel zur Verwirklichung des Grundsatzes: Kunst für alle und durch alle!

Und Anatole France beschließt sein Vorwort mit dem Ausspruch Emersons: „Gefegnet sei, der die Massen erregt, den Stumpfsinn aufrüttelt, Leben und Bewegung schafft.“

Und nun zu Roger Marx' Buche selbst! Ich übergehe die Kapitel feinsten Kunstkritik, die er darin den französischen Meistern derjenigen Sonderkünste widmet, die als phantastische Klein-Künstler in das Gebiet der dekorativen Kunst oder des Kunstgewerbes übergehen. Von ihnen dürften nur bekannt sein die bereits früher erwähnten Meister Gallé und Charpentier sowie der Juwelier Lalique. Was verstanden sie nun und was versteht Roger Marx mit ihnen unter den Worten „Soziale Kunst“ und welche Grundrüsse werden zu deren Förderung aufgestellt?

Die soziale Kunst, führt Roger Marx aus, steht mit den Funktionen des Lebens selbst in engster Verbindung; sie vermischt sich mit ihnen und drückt ihnen ihr Gepräge auf. Zur sichtbaren malerischen oder plastischen Schönheit gesellt sich dann ein intimer Reiz, den man Zweck Schönheit nennen könnte. Die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit läßt uns erkennen, auf welcher harmonische Art sich das Urgefehl der Anpassung an einen bestimmten Zweck vollzieht. Die Antike wie das Mittelalter hatten die Gemeinsamkeit des ästhetischen Empfindens und Genießens niemals in Frage gezogen; ihre Kunst wendete sich einfach an alle. Mühevoll und auf langen Umwegen lehren sie endlich wieder zu einer solchen Anpassung der Kunst zurück. Und mit dem ilarischen Kommunismus Cabot stellt Roger Marx den Grundsatz auf: „Die Freude der Augen ist ein wesentliches Element zur Gesundheit.“ Alle Schönheit, mit der ein zum täglichen Gebrauch dienender Gegenstand geschmückt wird, macht ihn lieb und wert. Hierin ist die hellenische Kultur vorbildlich gewesen, indem sie ihre hehren Kunstgesehe, ihr eminentes Stügeföhl auch dem bescheidensten Getät aufprägte. Marx verlangt nun vor allem höchste Qualität des Modells, um dann alle Hilfsmittel der modernen Technik aufzurufen, das schöne Nützliche oder das nützliche Schöne herzustellen. Hierbei bringt er sich in vollen Gegensatz zu Ruskin, der, das gleiche Ziel des Nützlichen-Schönen ins Auge fassend, die moderne Technik als kunstwidrig empfand, sie ganz ausschalten wollte und ferner blind war für all die strenge Sachlichkeits-Schönheit, die gerade mit Hilfe der Technik geschaffen werden kann. Marx befreit auf die glücklichste Weise von einem hemmenden Historismus und erblickt gerade in unseren großartigen Fortschritten auf dem Gebiet des Ingenieurwesens unendliche neue Schönheitsquellen.

*¹⁾ Paris, Charpentier.

Ehe jedoch eine Schönheit unserer unmittelbaren Umgebung, die ja noch von ganz anderen Bedingungen als von ästhetischen abhängt, einigermaßen verwirklicht werden kann, ist es unsere Aufgabe, die Genüßfähigkeit für das Schöne in weiten Kreisen zu wecken, zu erziehen. Die Grundbedingungen dazu sind zunächst, genügend freie Zeit zu schaffen, damit künstlerische Genüsse aufgesucht werden können. Sodann aber hat der Kunstsziehler stufenweise vorzugehen, Uebergangsstadien zu schaffen. Rustin, der Sammlungen von Nachbildungen frühitalienischer Meister in die Fabriken von Sheffield brachte, übersah die zu deren Verständnis notwendige Vorbereitung, jene Uebergangsstufe, für welche Roger Marx auf Grund feinsten psychologischer Beobachtungen die heutigen technischen Popularisierungsmittel der Kunst, selbst die vielgeschmähten in Anspruch nehmen möchte: Projektion, Kinematograph und Phonograph. Durch geschickte Handhabung dieser Hilfsmittel werde, so meint er, das Interesse für das wirkliche Meisterwerk geweckt und zwar auf noch intensivere Weise als durch Kopien und Abgüsse. Geht es nun an die selbständige Betrachtung von Meisterwerken, so führe man zunächst solche vor, die dem Volke nahe stehen, die sein Leben, sein Mühen und Schaffen, seine tägliche Arbeit festgehalten haben. Der Arbeiter findet sich in der durch die Kunst gesteigerten Darstellung seiner Geste wieder; er fühlt ebenso sehr die Würde heraus, die seine Arbeit verleiht, wie die Pflicht, die sie ihm auferlegt. Ueber allem aber, was dem Volke an Kunst geboten wird, soll nach Marx der Grundsatz walten: „Wir wollen weder verlangen, daß das Volk etwas aufnimmt, was es nicht versteht, noch daß es etwas bewundert, was es nicht nachzufühlen vermag.“ Die ihm vertraute Natur, Bilder von Ereignissen, die es kennt, an denen es mit beteiligt war, werden gleichfalls für diese Uebergangsstadien zur Erweckung eines tieferen, vom Stofflichen mehr und mehr befreiten Kunstgenusses in Betracht kommen.

Beherzigenswert ist ferner, was Roger Marx über Museen und Bibliotheken, über Kunst in Schule und Haus, über Erziehung zur Freude und vor allem auch über die wahre Kultur der Volksfeste sagt. Von dem stolzen Gedanken des einstigen Nationalkonvents, edle Volksfeste, gruppiert in menschliche, nationale und natürliche, zu feiern, ist in Frankreich so gut wie gar nichts übriggeblieben. Manches davon hat in anderen Ländern Verwirklichung gefunden (z. B. in Schweden); nur zu oft aber sind Volksfeste Parodien von wirklichen Festen, wenn nicht gar Blasphemien. Das liegt an einem bedauerlichen Mangel an leitenden Gedanken und an Mitteln, die zu deren Ausführung dienen könnten, denn die heute vorhandenen Mittel sind entweder abgebraucht oder unwürdig. Es ist eine Aufgabe der Massen, in Festen die geistigen Führer der Menschheit zu ehren; die Arbeit, das Handwerk zu verherrlichen oder Feste zu tieferem Verständnis für menschliche Solidarität zu feiern. „Alle Kraft kommt aus dem Volke“, aber sie bleibt ungenützt, wenn sie nicht verständnisvoll geleitet wird.

So ist Roger Marx' warmherziges Buch ein Buch des Suchens und der Anregung in dem starken Bewußtsein einer Pflicht gegen die, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Marx hütet sich wohl, bei dieser ungemein schwierigen, weil sehr zusammengesetzten Aufgabe von absolut sicheren Wegen zum Heil reden; er ist sich vielmehr bewußt, daß andere Zeiten andere Wünsche und Forderungen wachrufen können. bn.

Das Ziehkind.

Von Leo Kolisch.

Jegendeine Aufregung gibt's immer in der Mietkaserne. Noch aufgeregter aber als sonst standen die Weiber heute bei der „Wassena“ (Wasserleitung), noch lebhafter als sonst war der Verkehr von Tür zu Tür.

„Na, so was!“ — „Der Standäul!“ — „A so a jungs Madl!“ — „Und san Bodern dazual!“ Und so weiter.

Nach diesen wenigen Ausrufen, die ich beim Passieren des Ganges erschnappte, konnte ich mir schon denken, welcher Ursache die Aufregtheit der „Mezzanimerinnen“ war. Die Reinege wußte natürlich schon alles. Da war die Schwester der Brunnbauerin angekommen, ein achtzehnjähriges Stubennadel, um bei der zu entbinden. Die kleine Brunnbauer war, wie alle kinderlosen Frauen, voll Sehnsucht nach dem Kind und willigte sofort ein in den Vorschlag der Schwester, das Kommende in Pflege zu nehmen. Die Mizzi selbst wollte „dann“ gleich wieder zu ihrer Herrschaft zurück; oder vielmehr sie hatte bloß acht Tage drüber Urlaub bekommen. Uebrigens war das zu erwartende „Bankert“, wie die Wiener so gemüthvoll sagen, net a mal von dem alten Jhrigen, sondern von einem Reichen, den wo sie beim Sichholen kennen gelernt hatte. Aber das war ja Nebensache. Wenigstens für uns. Nicht so nebensächlich aber war uns, daß oben benannte Frau Brunnbauer unsere allernächste Stubennachbarin war, daß zwischen uns und ihnen nur eine papierdünne Wand lag, und daß die Brunnbauerin mit uns ein inniges Wurzverhältnis unterhielt, in dem die Gewurzten immer wir, die freundlichen Provinzler, waren. Das würde wohl jetzt noch schöner werden!

Die Aufregung legte sich allmählich. Die zukünftige junge Mutter ließ sich häuslich nieder in der Brunnbauerischen Küche,

allwo auch schon ein Schlafbursche hauste. Der Tratt gewöhnte sich um so lieber an die schwangere Mizzi, als sie dankenswerterweise auch weiterhin für anregenden Gesprächsstoff sorgte: Der „Reiche“ der Mizzi ließ sich net sehen, dafür aber lam der Verfloßene um so öfter und machte mächtig Krach; die Familie aus dem Waldviertel kam und der ganze Mezzanin halte wiber vom Getöse des Familierrates; die weise Frau lam, sah und prophezeite mit wichtiger Miene, daß „das“ ein sehr schwerer Fall werden könnte. All das wurde gebührend besprochen. Und die Flut von Ratsschlägen! Auch wir, oder vielmehr wir in erster Linie partizipierten an den Vorbereitungen zum Mutterglück der kleinen Mizzi.

„Hab'ns net an Wein z' Haus?“ — „Könnst i, bitt schön, net a Lakert haß Wasser kriag'n?“ — „Bitt Sie, könntens mir net an Oessig leich'n?“ — „Sans net bös, daß i wiederum kumm, ob'r mir brauchrien für d' Mizzi an Kamillentee. Hätt'ns net anen, bitt schön?“ — Natürlich wagten wir nicht, nichts zu haben.

So lam die schwere Stunde. Die Mizzi machte von dem wohlmeinenden Räte der prattischen Nachbarinnen, nur recht zu schreien, einen erstaunlich ausgiebigen Gebrauch. Die weise Frau lief ab und zu und die notwendigen Hilfsarbeiten leistete meine Frau, die weil die Brunnbauerin mit schlollernden Gliedern in einem Winkel saß und vor Schred nicht aufstehen konnte. Dafür aber betete sie fleißig. In einer anderen Ecke saß der Schlafbursche und stierte unverwandt auf die Kreizende, mit einem Blick, in dem sich banges Entsetzen und rohe Neugierde ganz seltsam mischten.

Dann kam der Herr Brunnbauer, ein kleiner Eisenbahner, tröstete, soweit es seine Hausherrnwürde erlaubte, die Mizzi und schimpfte dazwischen, daß er ganz aus seiner Ruhe und Ordnung komme.

So lam, nach einem letzten furchtbaren Schrei der Mutter, der neue Erdenbürger an, ein Mädel, und ein sehr kräftiges, hübsches dazu. Die junge Mutter schwamm in Wonne, nicht minder die Brunnbauerin. Nun hatte sie doch endlich das Kind, das ihr die Ehe versagte.

Nach und nach kam alles ins Alltagsgleise. Die weise Frau stellte ihre Besuche ein und die Mizzi stand, vier Tage nach der Entbindung, wieder auf und acht Tage später war sie schon wieder im Posten. Alles war wie früher, nur das Kind war mehr.

Und machte sich recht bemerkbar. In der Proletarietkaserne wird so was nicht gern gehört. Was überhaupt hört der Hausbesorger oder gar der gnä Herr Administrator gern? In Häusern der besseren Viertel gib't auch kleine Kinde und Grammophone, Violinamateure, Cellisten und, ach, Klaviere. Dort aber sind Hausherrn und Hausbesorger buidlamer. Anders in Proletariethaus. Da schickt die Hausadministration einen Zettel oder die Hausmastrin kommt und verlangt Ruhe. Aber kräftig. Die kleine Mietpartei muß sich, dank der Wohnungsnot, trotz der riesigen Zinsen alles gefallen lassen; sie ist das Variieren gewöhnt. Das Ausziehen ist teuer, ruiniert die wenigen Möbel, was anderes ist schwer zu finden, und die Frau Hausmastrin ist überall gleich herrisch.

So nahm die arme Frau Brunnbauerin den ersten Verweis demütig entgegen und versprach rasche Abhilfe.

Aber versprechen ist leicht, und halten ist schwer, wenn eine der Kinderpflege so fremd und verständnislos gegenübersteht. Das Kindchen gab also seiner Unzufriedenheit auch weiterhin kräftig Ausdruck. Ach ja! Meine Frau riet zu guter Milch, zu Kindermehl, öfterem Ueberpaden und fleißigem Baden. Die intelligente Leserin wird jetzt sagen: Ja, das ist doch selbstverständlich. Muß man das erst anraten? Aber leider tragen Unwissenheit, mißverständnisse und Religiösität oder sonstiger Aberglaube und dann eine bei Proletarietfrauen ziemlich häufige Verachtung aller Gesundheits-, Ernährungs- und Reinlichkeitsregeln ebenso große Schuld an dem Massensterben der Proletarietkinder, wie Not und Elend, Luft- und Lichtmangel und Unterernährung. Die Brunnbauerin hatte ihr kleines, aber sicheres Wirtshausgeld, einen ziemlichen Nebenverdienst durch Heimarbeit und bekam auch noch ein Kostgeld für das Pflegekind.

Aber eine gute Hausfrau muß sparen. Gute Milch ist teuer, und Kindermehl erst recht. Die Notwendigkeit des täglichen Badens war ihr nicht zubringen. Und allzu häufiges Trockenlegen, zu häufiges Wäschewechseln sei nur von Schaben, sagten die anderen Frauen vom Mezzanin. So schrie das kleine Mizzerl weiter bis zum zweiten Verweis durch die Hausmeisterische; es war ein Jammer!

Endlich aber schien das kleine Schreigrebl sich doch zur Mäßigkeit zu besinnen. Wir konnten ungehört schlafen, und auch über Tage gab's ruhige Stunden. Hatte sich also doch wohl belehren lassen, die Brunnbauerin.

Nach einigen Wochen klopfte sie eines Tages ganz verstört bei uns an; das kleine Mizzi hatte Krämpfe. Wir rieten zu kalten Bädern und zu einem Arzt. Also Bidel losen ja nichts. Das besorgte sie. Drei Tage später aber mußte sie auch den Arzt holen; freilich war's zu spät. Das Kind lag im Sterben. Und nun erlöhnten wir auch von der verzweifelten Pflegemutter die Methode der letzten Wochen; sie hatte mit vier Teilen Fencheltee und einem Teil Milch gefüttert und um das Kind zum Schlaf zu bringen, versüßten Kummelschnaps eingegeben. Auch sonst hatte sie kein Mittel unversucht gelassen, die arme Frau. Sie hatte dem Kinde

„das Maß nehmen“, hatte es „berufen“ lassen und ihm ein geweihtes Marienbildchen um den Hals gebunden; um ein Aermchen hatte sie ihm ein rotes, in Weichwasser getauchtes Seidenband geschlungen, war wöchentlich einmal mit ihm in die Kirche gegangen, kurz, keine Mühe war gescheut worden.

Aber sie hatte halt Pech, die arme Brunnbauerin. Grad wie das arme Häscherl im Begriffe war, sich zu einem so artigen, ruhigen Baby herauszumachen, wurde es hin.

Der Doktor schimpfte, bevor er den Totenschein schrieb, auf die Dummheit des Volkes, sprach von fahrlässiger Tötung, von Alkoholvergiftung, von Verhungernlassen. Und die Frau Brunnbauer stand verständnislos dabei und heulte. Die Großtopfeten haben halt keinen Begriff, wie schwer das Leben ist. . . .

Nun hatte sie wieder kein Kind und mußte sich für alle Liebe noch solche Sachen sagen lassen. Aber die anderen Weiber trösteten sie. Kinder gäb's ja genug, sie hätte ja doch alles getan für das Kinderl, und für das arme kleine Wizzerl sei es sehr gut; wer weiß, was ihr noch gekommen wäre. — Und acht Tage später sprach niemand mehr von der Sache.

Ja, noch was. Die Wizzi ist wieder „so weit“. Diesmal will sie bei einer anderen Schwester entbinden, die das Kostgeld auch gut brauchen kann. . . .

Kleines feuilleton.

Theodor Körner.

Die bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung hat Theodor Körner ob seines mit einem unfreiwilligen Tode beschlossenen Vardentums unter die Sterne versetzt; und die Schule hat als unterwürfige Dienerin des allenthalben am Staatsruder sitzenden Prozentpatriotismus diesen Göyentultus bis zur Widrigkeit fortbetrieben. So kommt es, daß vornehmlich die männliche Jugend aller „gehobenen“ Unterrichtsanstalten für Körner schwärmt, der am 26. August 1818 im Treffen bei Gadebusch erschossen wurde. Die Frage, ob er zufällig der Angel eines feindlichen Reiters oder gar, wie einige überlebende Augenzeugen bekundet haben, dem Nachhaft eines persönlich beleidigten, von ihm gehänselten Gefangenen erlag, ist noch immer nicht entschieden.

Sei dem nun, wie ihm wolle; jedenfalls teilte Körner mit unzähligen anderen Freischärlern die gleiche Begeisterung und das gleiche Schicksal. Mit dem Unterschiede jedoch, daß ihn jene „Oriflamme“ zum Kriegsfeldern machte und seine Stimm mit dem Lorbeer des Dichters kränzte. Wie man auch immer denken mag — Körners eigener Vater dachte weit kühler —, an der der Echtheit seiner Verzückung für die „Sache der Freiheit“ ist nicht zu rütteln. Er, der „des Glückes Schöpfkind“ zu sein sich rühmen konnte, reiht sich los von schmeichlerischen Erfolgen als Dramatiker, reiht sich los vom Herzen einer heißgeliebten Braut, um sein junges Leben zu opfern. Auf raschestem Wege stößt er zum Sikowischen Freikorps, das sich — ein triftiger Grund für Körners Entschluß — fast aus lauter Akademikern, jungen wie alten, zusammensetzte.

Und dort im ständig wechselnden Felde entstehen innerhalb weniger Monate jene feurigen Kriegsgesänge, die wir unter dem Titel „Leier und Schwert“ kennen. Im süßen Rausch des Moments geboren, mußten sie zünden. Und es soll nicht gelehnet werden, daß sie das auch noch heute in jugendlichen Gemütern tun; denn nicht die Logik der Tatsachen, sondern das hingerissene Pathos, mit dem sie vorgetragen sind, entscheidet. Wir wissen aber, daß neben dem Uebermaß der patriotischen Phrase wenig Eigenes übrig bleibt. In diesen Gedichten lehren nur alte Symbole wieder, die sich durch die ganze Vardentpoesie von ihren frühesten Anfängen bis auf die Fribertizianische Epoche ziehen. Kleist, Schiller sind Körners direkte Lehrmeister. Er denkt an die Hermannschlacht, Wilhelm Tell, hauptsächlich die Jungfrau von Orleans und beschwört das Bild der Königin Luise als Schutzengel. Er ruft sogar einen Friedrich Wilhelm III. und den Geist des Prinzen Louis Ferdinand an. Die Geschichte weiß es freilich ganz anders. Und auch darin, daß er Napoleon einen Tyrannen, Väterlich, Bluthund usw. heißt, sagt er nur, was jeder durch keinerlei Kenntnis beschwerter Raibus sagte. Das nachträglich von anderer Seite herausgegebene „Lied von der Rache“ mit seinem pathologisch gewordenen Blutdurst hatte Körners Vater von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Er wußte, warum. Und immerdar muß Gott nebst allen Heiligen den Helfer machen. Man sieht: es ist derselbe Apparat, mit dem bis in unsere Gegenwart hinein hantiert wird.

Ehe Theodor Körner seiner Leier das Schwert zugesellte, hatte er bereits eine schier unheimliche dichterische Fruchtbarkeit entfaltet. Solche Leichtigkeit des Produzierens vertrat sich doch schlecht mit Originalität und gedanklicher Tiefe. Nirgends hierbon eine Spur, weder in dem Erstling „Knospen“ des allerdings erst Siebzehnjährigen, noch in den „Vermischten Gedichten“, die danach entstanden sind. Die unmittelbare Bekanntschaft mit Kleist, Schiller, Goethe und anderen Dichtergroßen, die im elterlichen Hause freundschaftlich verkehrten, wirkte fast tragisch auf den Jüngling. Kaum ein Gedicht, das nicht Spuren ihres Geistes aufwies? Körner studierte bekanntlich auf der Bergakademie in Freiberg. Man sollte nun meinen:

daß verschiedene Knappenlieber, die er allda gebichtet hat, statt ideologischer Allertweltsvorstellungen vom Dasein der Grubenleute ein Körnchen eigener Anschauungen verraten würden. Nichts davon — rein gar nichts. Und ähnlich steht es um seine ganze Lyrik: formale Glätte, schnelle Gelegenheitspoesie, die keine Wellen wirft.

Auch Körners (fünf) Erzählungen in Prosa sind nur belanglose Versuche — nichts mehr. Und der Dramatiker? Nicht weniger als elf ein- bis fünftaktige Possen, Lust-, Schau- und Trauerspiele hat Körner während seines knapp anderthalbjährigen Aufenthalts in Wien vom Stapel gelassen; und zehn davon, bis auf „Kosamunde“, das reichste von allen, gingen bei seinen Lebzeiten, ihm große Ehrungen einbringend, über die Wiener, Weimariische und Dresdener Bühne. Nur das patriotische Soldatenstück „Joseph Heiderich“, ist in Prosa, die übrigen in Versen gehalten. In der „Nachtwächter“-Posse gibt er persönlich Erlebtes schnurrig und lustig. Aber diese kleinen Stücke haben nichts Neues an sich; sie sind Ware, wie sie schon im achtzehnten Jahrhundert massenhaft für das bürgerliche Unterhaltungstheater gefertigt wurde, und was sich auf den Kothurn des hohen Dramas wagt, ist Vortausch. Auch das Prinz-Trauerspiel, in dem der Heldentod, erlitten im Kampf mit einem verhassten Feinde, gefeiert wird.

Dieses Stück, ein Vorpul der kommenden Schillerepigonischen Dramatik, wird noch heute hier und da aufgeführt, in Körners Vaterstadt alljährlich einmal. Das hat man nun lange genug getrieben. In der Zeit der Befreiungskriege kannte man ein derartiges Einschämen Körners nicht; keiner der damaligen Freiheitsdichter hat Körner auch nur mit einer Zeile angefangen. Und nun wär's wohl an der Zeit, daß die Theater auf das Wort hörten: Laßt es genug sein des grausamen Spiels! Denn ein Stück wie Prinz ist im Theater nicht zu ertragen, und man soll die Jugend nicht mit falschen Auffassungen über dramatischen Wert und Bühnenbestimmung nähren. Körner ist 22 Jahre alt gestorben, und was er schrieb ist Durchschnitt ohne Eigentümlichkeit. o. k.

Astronomisches.

Die Sternwarte der Riesenerntrobre. Die reichste Sternwarte ist gegenwärtig ohne Zweifel diejenige auf dem Mount Wilson in Kalifornien, die von ihrer Mutter, der Carnegieinstitution in Washington, während des letzten Jahres allein für ihre laufenden Ausgaben mehr als eine Million Mark empfangen hat. Der größte Erwerb, den die Sternwarte durch diese Zuwendungen erhalten hat, ist die Vollendung des Fernrohrs von 45 Meter Länge. Der Turm, von dem dieser Riesenturm den Namen erhalten hat, ist ein eisernes Gerüst, das sich um das eigentliche Fernrohr herumlegt. Jeder Metallstab dieses Gerüsts enthält auf der Innenseite einen zweiten, der ganz unabhängig von ihm ist und ihn nicht berührt. Es sind also eigentlich zwei Türme, deren innerer durch den äußeren vor den Wirbeln des Windes geschützt wird. Auf der Spitze des Turmes ruht auf einer Plattform der Spiegel, der einen Durchmesser von 180 Zentimeter besitzt.

Die Sternwarte sieht aber der Vollendung eines noch größeren Spiegels entgegen, dessen Herstellung allerdings den größten Hindernissen begegnet. Der berühmte Optiker Ritchey hat die schwere Aufgabe übernommen, den neuen Spiegel zu liefern, der mit einem Durchmesser von 254 Zentimetern alle früheren Apparate dieser Art weit hinter sich zurücklassen wird. Die Kosten will der amerikanische Multimillionär Hooker tragen. Die Schwierigkeit besteht weniger darin, einen Spiegel von solcher Größe zu einer genau parabolischen Form zu verarbeiten und zu polieren, als in der Verfertigung der geeigneten Grundmasse, die in einem Glasblock von 270 Zentimeter Durchmesser und 70 Zentimeter Dicke bestehen und vollkommen einheitlich, also frei von Schlieren und Blasen sein muß. Die einzige Werkstatt, die einer solchen Anforderung gewachsen wäre, ist die Glasfabrik von St. Gobain in Frankreich, die auch das erste Niefenteleskop des Mount Wilson mit der Glasmasse für den Spiegel versehen hat.

Zimmer muß eine große Zahl von Probegüssen gemacht werden, ehe man darauf rechnen kann, einen von hinreichender Güte zu erhalten. Für die Crownglasslinse des großen Fernrohrs der Lidsternwarte, die nur 90 Zentimeter Durchmesser besitzt, waren 19 Probegüsse notwendig. Die französische Werkstatt hat mittlerweile bereits einen Glasblock nach Kalifornien geschickt, der nach eingehender Prüfung auch endgültig abgenommen und bereits bezahlt worden ist.

Die sogenannte Stundenachse, die dem Spiegel als Unterlage dienen soll, wird eine Länge von 12 Meter erhalten. Die feinsten Vorsichtsmahregeln werden den ungeheuren Bau dieses Instruments vor Temperaturänderungen schützen. Bei dem großen Spiegelfernrohr von 180 Zentimeter ist es gelungen, diese Schwankungen herabzumindern, so daß sie Abänderungen in der Brennweite von höchstens 1—2 Zehntel Millimeter veranlassen.

Uebrigens sind die Spiegelfernrohre immerhin noch klüger als die Refraktoren, zumal für jene keine so große Kuppel notwendig ist. Die amerikanischen Astronomen wenigstens sind auch davon überzeugt, daß die Spiegelfernrohre bessere Leistungen versprechen, da der Spiegel auch nach Bedarf immer wieder neu verifiziert werden kann. Vor allem kann ein Spiegel leichter aufgestellt werden, ohne daß eine Durchbiegung erfolgt.